Weinbach, Hanna/Coelen, Thomas/Dollinger, Bernd/ Munsch, Chantal/Rohrmann, Albrecht (Hrsg.) (2017): Folgen sozialer Hilfen. Theoretische und empirische Zugänge (240 S.). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Im Zentrum des Sammelbandes steht die Frage, wie Folgen und Konsequenzen sozialer Hilfen erforscht werden können. Die Beiträge sind in dem institutionellen Kontext eines fakultären Verbundprojektes in der Sozialpädagogik der Universität Siegen zum Thema „Folgen sozialer Hilfen“ entstanden. Die Ergebnisse dieser Teilstudien sowie Positionen von Expert_innen gehen in den Sammelband mit ein (S. 14 f.). Dieser ist in vier Bereiche gegliedert, die Sortierung erfolgt erstens in einen einleitenden Teil, zweitens in methodologische und methodische Fragen, drittens in die Ergebnisdarstellung empirischer Studien und viertens in konzeptionelle Perspektiven.

1. Grundlegende Klärungen und Konzeptualisierung des Forschungsgegenstands

Zu Beginn stehen einführende Anmerkungen der Herausgeber_innen zu Implikationen der Erforschung von Folgen sozialer Hilfen. Dabei handelt es sich um eine voraussetzungsvolle Einführung, in der zum einen die Debatten um Folgen bzw. Wirkungen Sozialer Arbeit und zum anderen ein spezifisch subjektorientierter Zugang aufgegriffen werden. Der Begriff Folgen wird bewusst in Abgrenzung zu den Implikationen einer klassischen Wirkungsorientierung gewählt, mit dem Ziel, die Perspektive der Adressat_innen in ihren spezifischen Lebenswelten stärker mit einzubeziehen und nicht wie die klassische Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit von externen Referenzkriterien wie sozialpolitischen Problemdefinitionen auszugehen. Der Versuch, die Komplexität der Folgenforschung zu systematisieren, mündet in die Dreiteilung Evaluation vs. Folgenforschung, Folgen als Mehrebenenproblem und Folgen in der Spezifik einzelner Arbeitsfelder. Diese Differenzierung wird abschließend gebündelt, indem grundlegende

Fragen der Erforschung von Folgen sozialer Hilfen zusammengefasst werden.

In diesem ersten Teil wird auch ein Gespräch zwischen *Hanna Weinbach und Hans Thiersch* abgedruckt. Hier werden Grundlagen und Konsequenzen des Adressat_innenbegriffs für die narrative Folgenforschung diskutiert. Hans Thiersch gelingt in seinen Erläuterungen eine subjektorientierte Einführung in Sichtweisen und Perspektiven von sozialen Hilfen mit Berücksichtigung der Bewältigungsmuster von Adressat_innen auf einer vertikalen und horizontalen Ebene von Folgen (S. 18). In der vertikalen Dimension geht es darum, „wie Menschen ihre Lebenssituation mit und in Hilfen in ihrer jeweiligen Gegenwart bewältigen“ (S. 19), und in der horizontalen Dimension um „die Lebensgestaltung in der Zukunft, also für das spätere Leben jenseits der Hilfe“ (S. 19). Auch wenn Thiersch die „Selbstdeutung der Folgen“ (S. 27) durch Adressat_innen problematisiert, plädiert er dafür, die Lebensverhältnisse der Adressat_innen ins Zentrum der Folgenforschung zu stellen.

2. Methodologisch-methodische Beiträge

Im zweiten Teil des Sammelbandes werden methodologisch-methodische Zugänge präsentiert. Der erste Beitrag hierzu ist von *Holger Ziegler* zu den Perspektiven der Wirkungsforschung verfasst. Er diskutiert die Potenziale der Wirkungsforschung „auf Basis einer Auseinandersetzung mit Experimentalforschung“ (S. 33). Vor diesem Hintergrund geht es darum, Kausal erklärungen zu erhalten, die der externen Validität sozialpädagogischer Praktiken besser gerecht werden. Abschließend erläutert er hierfür „Konturen einer mechanismischen Wirkungsforschung“ (S. 42).

Christine Demmer erläutert in ihrem Beitrag Biografisierungen von institutionellen Hilfeleistungen und Überlegungen zu einem biografieanalytischen Zugang. Dabei bezieht sie sich auf „pädagogische Interaktion“ (S. 47) als einen Ausschnitt sozialer Hilfen und auf einen biografieanalytisch konstruierten Folgenbegriff. Das Potenzial sieht sie in der „Eruierung der lebensräumlichen und lebenszeitlichen miteinander verzahnten Auseinandersetzungsprozesse mit Selbst- und Weltentwürfen“ (S. 48).

Gunther Graßhoff stellt methodische Reflexionen im Rahmen der Adressatenforschung in den Mittelpunkt seines Beitrags. Dabei fokussiert er auf gewollte und nicht geplante Folgen von sozialen Hilfen. Vor dem Hintergrund der Nutzerforschung geht er auf das Lebensweltkonzept und die Dienstleistungstheorie ein sowie auf Agency-Theorien und Konzepte im Kontext der Netzwerktheorie. Er resümiert, nicht an einer Differenzierung

zwischen „Wirkung und Nebenwirkung“ (S. 71) festzuhalten, sondern „Nutzungsweisen und -strategien“ aufzuzeigen.

Heinz Messmer fragt, welchen Beitrag die Konversationsanalyse zu einem realistischen Hilfeverständnis leisten kann. Trotz methodologischer Probleme bei der Feststellung von Hilfefolgen kommt Messmer hinsichtlich des Hilfebegriffs zu dem Schluss, dass dieser „primär die normative Seite einer sozialpädagogischen Orientierung“ repräsentiert, der im „Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle“ (S. 84) angesiedelt ist. Konversationsanalytische Forschung kann dies in den Blick nehmen und „zwischen den gut gemeinten Absichten und den praktischen Konsequenzen fachlichen Handelns sehr genau unterscheiden“ (S. 85).

Der Beitrag von *Vesna Varga und Chantal Munsch* veranschaulicht die Relevanz von Interviewkontexten für eine Folgenforschung. Die Autor_innen zeigen, wie durch die Erforschung (kontextspezifischer) Positionierungen Folgen erfassbar werden. Sowohl Fremd- wie auch Selbstpositionierungen könnten im Anschluss an die Ansätze der cultural und postcolonial studies als „höchst kontextspezifische Phänomene verstanden und untersucht werden“ (S. 91). Adressat_innen werden nicht als passive Empfänger_innen von Hilfen konstruiert, sondern als eigensinnig agierende und handlungsfähige Akteur_innen.

3. Empirische Studien aus der Folgenforschung

Im dritten Teil des Bandes werden Ergebnisse aus empirischen Studien in den Mittelpunkt gestellt. *Jennifer Buchna und Thomas Coelen* widmen sich der Schnittstelle zwischen Jugendhilfe und Schule. Die Frage, inwiefern Adressat_innen an kontrollierenden Mechanismen in Hilfeprozessen konstitutiv beteiligt sind, wird anhand der Analyse zweier exemplarischer narrativer Interviews diskutiert. Die Ergebnisse zeigen eine klare Positionierung der Adressat_innen als „handlungsmächtige Akteure innerhalb der Hilfen“ (S. 115) und stellen sie als ‚kontrollierende‘ Akteure in den von außen kontrollierend gerahmten Hilfekontexten dar.

Miriam Mai und Luisa Abdessadok rekonstruieren in ihrem Beitrag die Positionierungen von Eltern und Fachkräften entlang von Bildungs- und Fürsorgediskursen in Kindertageseinrichtungen. Die Analysen zeigen, dass dieses Verhältnis von Bildung und Fürsorge, von Praxis, Forschung und Politik neu bestimmt werden muss, da der sozialpädagogische Fürsorgeauftrag aufgrund einer starken Betonung von Bildung im Elementarbereich überlagert wird.

Dagmar Hoffmann stellt die Frage, „welche Rolle und Funktion alltägliche Medienpraktiken im Kontext sozialer und therapeutischer Hilfen übernehmen“ (S. 132). Im Fokus steht der Zusammenhang der medialen Praktiken von jungen Frauen mit Essstörungen und den Umgangsweisen der pädagogischen Fachkräfte. Vor dem Hintergrund von drei explorativen Expert_inneninterviews plädiert sie dafür, den Blick auf die „Medienpraktiken *in* und *jenseits* der therapeutischen Praxis“ sowie auf deren „Interdependenzgefüge“ (S. 144) zu schärfen.

Hanna Weinbach rekonstruiert, wie sich die soziale Praxis des (un-)doing disability auf unterschiedliche Lebensfelder erstreckt und in enger Verwobenheit mit weiteren Differenzkategorien wie Geschlecht vollzieht. Dabei wird deutlich, dass eine Folge sozialer Hilfen „die interaktive Herstellung und Erfahrung von Behinderung als sozialer Praxis“ ist (S. 146). Anhand der dargestellten Methodentriangulation wird zudem sichtbar, welches Potenzial in diesem Vorgehen steckt, um Erkenntnis zur sozialen Praxis des un/doing disability zu gewinnen.

Bernd Dollinger, Luzie Gilde, Selina Heppchen und Jenna Vietig verwenden in ihren empirischen Erkundungen zu jungen Angeklagten im Kampf mit dem Erziehungsanspruch des Jugend(straf)rechts die Kategorie des Nutzens, um Folgen sozialer Hilfen zu analysieren. Diese als positiv erlebten Aspekte der Nutzung sind dabei nur eine Seite, und ihnen stehen negative Erfahrungen und Erlebnisse der Stigmatisierung und Missachtung gegenüber.

Im schließenden Beitrag des dritten Teils versuchen *Jennifer Buchna, Luzie Gilde, Selina Heppchen, Jenna Vietig und Hanna Weinbach* eine Zusammenschau der zuvor dargestellten empirischen Studien. Ziel ist es, die Heterogenität zu nutzen, um arbeitsfeldübergreifende Themen und Phänomene aus Sicht der Adressat_innen zu bündeln. Als gemeinsamer Fluchtpunkt werden Modi der Handlungsmächtigkeit von Adressat_innen und deren Bedeutung für Folgen sozialer Hilfen skizziert und empirisch gefüllt.

4. Perspektiven für Praxis, Fachpolitik und Forschung

Im vierten Teil des Bandes werden konzeptionelle Perspektiven vorgestellt. *Andreas Kastenmüller* fragt, „wie Pädagog_innen mit Besucher_innen von Jugendtreffs umgehen (sollten)“, damit Letztere bei der Entwicklung einer „eigenverantwortliche[n] und gemeinschaftsfähige[n] Persönlichkeit“ (S. 204) gefördert und unterstützt werden. Hierfür wird der „transformationale Umgang“ (S. 205) als „neuer“ Ansatzpunkt präsentiert. Gleichzeitig wird jedoch

angemerkt, dass „zunächst ein entsprechendes Messinstrument entwickelt werden“ (S. 209) müsse, um einen solchen neuen Umgangsstil und seine Folgen zu identifizieren.

Tim Klucken postuliert eine Forschungslücke bezüglich nicht-intendierter Folgen von Psychotherapie. Im Kontext der Wirksamkeitsforschung beschreibt er „therapieschulen- und methodenübergreifende Forschungsstrategien und Ergebnisse“ (S. 212). Er plädiert für eine systematische Erforschung von Nebenwirkungen und Risiken bzw. unerwünschten Effekten von Psychotherapie, um eine selbstverantwortliche Entscheidung für oder gegen eine Behandlung zu ermöglichen.

Im abschließenden Beitrag von *Michael Fischer, Tobias Fröschle und Albrecht Rohrmann* steht die Gesetzgebung und Entwicklung sozialer Hilfen am Beispiel der Arbeit von Betreuungsbehörden im Zentrum. Sie diskutieren die Frage, welche Bedeutung einerseits „die Erforschung der Wirksamkeit von Interventionen für die Rechtswissenschaft hat“ (S. 216) und andererseits, auf welche Weise die Entwicklung sozialer Dienste von Rechtssetzungen beeinflusst wird.

5. Fazit

Mit dem Sammelband ist den Herausgeber_innen eine komplexe und differenzierte Bestandsaufnahme zu Folgen und Wirkungen Sozialer Hilfen gelungen. Unter den Etiketten Wirkungsorientierung und Folgenforschung werden heterogene Forschungszugänge und -konzeptionen in der Sozialen Arbeit präsentiert. Die genutzte Bezeichnung *Soziale Hilfen* fungiert zudem als Sammelbegriff für vielfältige Angebote und Maßnahmen in ausdifferenzierten sozialpädagogischen und sozialpolitischen Arbeits- und Handlungsfeldern. Diese Divergenz stellt für den Sammelband zwar eine Bereicherung dar, jedoch erfolgt eine Einbettung der Beiträge und der Ergebnisse in einen größeren Theoriezusammenhang nur teilweise. Leider verzichten die Herausgeber_innen auf resümierende Anmerkungen zu den im Buch präsentierten kontrastreichen und heterogenen Überlegungen. Dies hätte die Möglichkeit geboten, die Inhalte z. B. für die Ebene der Adressat_innen und der Fachkräfte differenziert zu sortieren, um der gebotenen Vielfalt abschließend einen zusammenführenden Rahmen zu geben. Dennoch bietet der Sammelband nicht nur einen reichhaltigen Überblick zum aktuellen methodologischen und empirischen Stand der Wirkungs- und Folgenforschung in der Sozialen Arbeit, sondern kann auch wichtige Inspirationsquellen liefern und neue Debatten anstoßen. Dem Sammelband ist eine breite Rezeption zu wünschen, da die einzelnen Beiträge spannende Anre-

gungen und Einblicke geben sowie zukünftigen Forschungsaktivitäten wichtige Anregungen liefern.

Sabine Klinger

Sabine Klinger, Mag. Dr. phil. MA., lehrt und forscht an der Universität Graz am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft.

Kontakt: sabine.klinger@uni-graz.at.

Ralser, Michaela/Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia/Jost, Christine/Leitner, Ulrich/Reiterer, Martina (2017): Heimkindheiten. Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg (942 Seiten). Innsbruck, Wien und Bozen: Studien Verlag.

Als Erstes sticht bei diesem voluminösen Band die ästhetische Gestaltung ins Auge. Zusammenfassende Texte mit z. T. historischen Fotografien von Gebäuden, Plänen, Graffiti oder anderen charakteristischen Details der analysierten Heime sowie die zusammengefasste öffentliche Kritik der frühen 1970er-Jahre an der Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg finden sich auf buntem Papier hervorgehoben; Karten informieren über die geografische Lage der Heime.

1. Quellen und Methodologie

Eingeleitet wird der systematisch aufgebaute Band mit einer mustergültigen Vorstellung der Quellenlage. Als Informationsquellen dienen als Erstes über Interviews erhobene Erinnerungen von ehemaligen Heimkindern und weiteren Zeitzeug_innen. Ferner wird das überlieferte Aktenschriftgut herangezogen (Schriftgut der Sozialbürokratie bzw. der Heimverwaltung wie Mündelakten, Verwaltungsschriftgut, Personalakten). Die dritte Quellenart bilden alle

„überlieferten Quellen, publizierte Texturen, Dokumente und Bilder, welche Auskunft über die zeitgenössische Öffentlichkeit der Heimerziehung geben und damit Einblick in den je historischen Wissens- und Diskussionsstand ermöglichen sowie die historisch spezifische Mitwis-

erschaft politisch-administrativer, wie zivilgesellschaftlicher Akteur/innen kenntlich machen“ (S. 34).

Diese Aufbereitung gibt einen elaborierten Level für historische Forschung in der Pädagogik vor, an dem sich zukünftige Arbeiten zu messen haben.

Einen besonderen Stellenwert nehmen die Interviews mit 37 ehemaligen Heimkindern sowie mit weiteren Zeitzeug_innen, wie Erzieher_innen, Heimleitern, Praktikant_innen und zivilgesellschaftlichen Akteur_innen ein. Sie wurden zu elf anschaulichen „Erinnerungsgeschichten“ verdichtet (im Buch zur besseren Übersicht zweispaltig gesetzt):

„In zehn fließen Erinnerungen von Zeitzeug_innen ein, die in ihrer Kindheit und Jugend im Heim waren. In einer weiteren Erinnerungsgeschichte werden die Erfahrungen der Erzieherinnen dargelegt“ (S. 72).

Bei aller notwendigen und selbstverständlich aufzuzeigenden Darstellung der verschiedensten Formen erlebter und erlittener – auch sexueller – Gewalt, Ausbeutung und weiterer restriktiver Erfahrungen (z. B. hinsichtlich der beruflichen Ausbildung) (vgl. S. 72 ff.), die in den Interviews zum Ausdruck gelangen, scheinen positive Erlebnisse oder förderliche Aspekte im Rahmen der Auswertung etwas zu wenig beachtet worden zu sein. Sie hat es in der Alltagspraxis der Heime sicherlich auch gegeben, denn es wird von ihnen berichtet. Eine solche Vermutung wird durch die Erinnerungsgeschichte der Erzieherinnen (vgl. S. 872 ff.) gestärkt. Dort werden negative Erinnerungen hervorgehoben und positive Einschätzungen zwischendurch als „unreflektiert“ oder „ideologisch überhöht“ (S. 881 f.) abgewertet. Lässt sich dahinter etwa eine gewisse theoriebezogene „Arroganz“ von Erziehungswissenschaftler_innen gegenüber einer „unreflektierten“ Pädagogik vergangener Jahrzehnte ausmachen? Auch hätte die von einer Erzieherin geäußerte Angst vor den Mädchen (vgl. S. 875) wohl eine stärkere Beachtung verdient, denn möglicherweise kommen die Aggressionen der Mädchen in den Heimen trotz der Passage: „Ich habe mit dem Messer unter dem Polster geschlafen“ (S. 823) durch die Interviewführung (mit mittlerweile abgeklärten älteren Damen) zu wenig zur Geltung.

2. Historisch-systematische Kontextualisierung der Jugendwohlfahrt

An die methodologischen Ausführungen schließt eine umfangreiche historisch-systematische Abhandlung zur Geschichte der Jugendwohlfahrt in

Österreich im Allgemeinen sowie zu Tirol und Vorarlberg im Speziellen an. Sie wird gefolgt von ergänzenden Informationen über Heime von (katholisch-)konfessionellen Trägern. Die Hebung archivalischer Quellen und die Erschließung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen in Tirol und Vorarlberg ergeben neben der Einbeziehung der Forschungsliteratur aus diesen beiden Bundesländern ein ausgezeichnet aufbereitetes Fundament für die folgende Analyse der einzelnen Heime. Die ohnedies schmale Literaturbasis zur Jugendwohlfahrt in Österreich, vor allem nach 1945, aber auch vor 1938, hätte allerdings eine breitere Beachtung verdient. Auch lassen manche Passagen, wie z. B. jene des Abschnitts „Vom Jugendwohlfahrtsgesetz 1989 bis Heim 2000“ (S. 291–293) eine gewisse Flüchtigkeit erkennen, die sich in einer wohl zu knappen Zusammenfassung dieses für die Jugendwohlfahrt in Österreich so wichtigen Zeitabschnittes äußert; dies veranschaulicht sich z. B. an der Einführung der Bildungsanstalten für Erzieher, wo lediglich die Lehrplanverordnung, nicht jedoch das Schulorganisationsgesetz zitiert wird (S. 291), oder wenn „Subsidiarität“, die im Jugendwohlfahrtswesen ab 1989 auch in Österreich wichtig geworden ist, bloß als „Aufgabenteilung“ charakterisiert wird (S. 295). Solches erweckt den Eindruck, als würden wesentliche Entwicklungen in der Sozialpädagogik in ihrer Bedeutung zu wenig gewürdigt.

3. Analysen der Landeserziehungsheime

Übergreifend ist jedoch hervorzuheben, dass die tiefgehenden Analysen der vier Landeserziehungsheime überaus vielfältige und zum überwiegenden Teil bedrückende Wirklichkeiten der Erziehung in Fürsorgeheimen auferstehen lassen, wenn man sich z. B. noch nach Jahrzehnten vor Scham nicht dazu in der Lage sieht, seinen Kindern von der eigenen Unterbringung in einer solchen Anstalt zu berichten (vgl. S. 386, 781). Einer ausführlichen Analyse werden die folgenden vier Anstalten unterzogen: Die Landeserziehungsanstalt für schulpflichtige Buben – der Jagdberg in Schlins in Vorarlberg; in Tirol sind es die Erziehungsanstalt für schulpflichtige Mädchen in Kramsach-Mariatal, das Landeserziehungsheim für schulclassene Buben in Kleinvolderberg („Josefinum“) und das Landeserziehungsheim für schulclassene Mädchen, St. Martin.

Die Heime der konfessionellen Träger in Tirol und Vorarlberg werden auf den Seiten 295 bis 345 im Wesentlichen hinsichtlich ihrer Institutionengeschichte dargestellt.¹

Die diffizile Aufbereitung der Geschichte des Landeserziehungsheims Jagdberg wird durch eindrucksvolle Erinnerungsgeschichten für die einzelnen Phasen der Heimgeschichte bis in die 1970er-Jahre mit Leben gefüllt. Die Reformansätze ab 1976 verdeutlichen die Herausforderungen, die eine pädagogische Neukonzeption mit sich bringt. Im Zusammenhang mit einem Wechsel hin zu einer privaten Trägerschaft ist es offenbar gelungen, diese Einrichtung tauglich für die Arbeit mit gegenwärtigen erzieherischen Bedarfen zu gestalten.

Die historische Aufarbeitung der Erziehungsanstalt Kramsach-Mariatal stieß an die Grenzen einer mangelhaften archivalischen Quellenlage; überdies konnten nur vier Zeitzeug_innen (davon drei ehemalige Heimkinder in den späten 1950er- und beginnenden 1960er-Jahren und der Direktor der Sonderschule) zu diesem Projekt befragt werden. Bemerkenswert ist u. a. die herausgearbeitete Rolle der Heimleiterin, welche für damalige Verhältnisse eine offenbar gute Ausbildung vorzuweisen hatte, aber davon offensichtlich bloß ein differenziertes Belohnungs- und Bestrafungssystem mitnahm, welches anscheinend in eine ausweglos repressive Strafpädagogik mündete.

Die Darstellung über Kleinvolderberg dominiert über weite Strecken die komplexe Anstaltsgeschichte. An pädagogischen Themen wird neben der Thematik „Flucht“ naheliegenderweise schwerpunktmäßig die „Arbeitserziehung“ aufgerollt, was in der Erinnerungsgeschichte „Du hast so viele Stunden gearbeitet und dann ist kein Groschen da“ eindrucksvoll verdichtet wird.

Die Analyse des Landeserziehungsheims für schulentlassene Mädchen St. Martin in Schwaz macht mit 195 Seiten den umfangreichsten Teil der Heimbeschreibungen aus. Es weist die längste institutionelle Vorgeschichte auf und ist ein Beispiel für einen „klassischen Entwicklungsverlauf: vom Zwangsarbeitshaus über die Korrigendinnenabteilung zur Erziehungsanstalt“ (S. 695). Als besonderes Merkmal wird der geschlossene Charakter des Großheims bis in die frühen 1980er-Jahre hervorgehoben, der sich auch in baulichen Maßnahmen, z. B. im Anbringen von Gittern vor den Fenstern, in der Einrichtung von Karzern etc., manifestierte und der „erst im

---

1 Die Heime der Stadt Innsbruck beforschte Horst Schreiber (2015): Restitution von Würde, Kindheit und Gewalt in Heimen der Stadt Innsbruck. Innsbruck, Bozen und Wien: Studienverlag.

Zuge der Heimkampagne 1969 sowie in den Fachdebatten ab 1970 verstärkt in Kritik“ geriet (S. 742). Die Entwicklung hin zur konzeptionellen Öffnung, angeregt und unterstützt durch mehrere Forschungsprojekte, zeugt vom langwierigen und meist mühsamen Prozess der Veränderung solcher Institutionen. Die klug konzipierten Erinnerungsgeschichten beleuchten die vielen Facetten der erlebten Heimerziehung und stellen diese überwiegend als höchst problematisch dar, obwohl durchaus auch positive Aspekte aufscheinen. Schließlich veranschaulicht die Analyse dieses Heims darüber hinaus exemplarisch Arbeit und Ausbeutung der Jugendlichen in den Heimen und konkretisiert ihre sie lebenslang begleitenden verminderten Ausbildungschancen und ihre damit verbundene Deprivilegierung.

4. Abschließende Würdigung

Gerade an diesen Sachverhalten wird überdeutlich, dass die verantwortlichen Behörden und Politiker_innen im Landesdienst massiv versagt haben. In den zahlreichen bisher erschienenen Bänden zur Heimerziehung in Österreich werden in wiederkehrender Abfolge die absolut unzulässigen und zum Teil katastrophalen Situationen der Lebens- und Erziehungswirklichkeiten der Jugendlichen in den Heimen rekonstruiert. Darin fokussieren jedoch die Missstände des gesamten Komplexes Jugendwohlfahrt/Heimerziehung „nur“ auf die unmittelbar Betroffenen. Die Mitverantwortung – nicht nur die „Mitwisserschaft“ (S. 34) – der Landesverwaltung und der politisch Verantwortlichen für vernachlässigte Aufsicht, völlig unzureichende Personalausstattung und -ausbildung, für unzumutbare Raumangebote und mangelnde Innovationsbereitschaft bleibt im Hintergrund. Sie sollte in künftigen Analysen deutlicher ins Zentrum gerückt werden.

Josef Scheipl

Josef Scheipl ist Universitätsprofessor i. R. an der Universität Graz, Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft.

Kontakt: josef.scheipl@uni-graz.at.

**Gintzel, Ullrich/Redmann, Björn (Hrsg.) (2017):
Von Löweneltern und Heimkindern. Lebensgeschichten
von Jugendlichen und Eltern mit Erfahrungen in der
Erziehungshilfe (170 Seiten). Weinheim und Basel:
Beltz Juventa.**

Der Sammelband nimmt zwölf Biografien von Menschen, die Erfahrungen mit der Kinder- und Jugendhilfe haben, empirisch in den Blick. Zu ihren Erfolgen sowie zu Erfahrungen des biografischen Scheiterns befragt, wird den Biograf_innen eine Stimme gegeben, die eine Rekonstruktion der eigenen Geschichte aus subjektiver Perspektive erlaubt. Auf diese Weise entwickeln die Befragten neue Sinnzusammenhänge und können Bewältigungsressourcen und -potenziale entdecken, so das Anliegen der Autoren. Nicht länger in der Rolle der Adressat_innen eines öffentlichen Hilfesystems, sondern als reflexionserprobte Erzähler_innen erfahren sie durch die Veröffentlichung soziale Anerkennung.

1. Biografisches Datenmaterial und Sample

Ulrich Gintzel, Diplom-Sozialarbeiter, Diplompädagoge, Sozialarbeitswissenschaftler, Hochschulprofessor in Dresden, mit langjähriger Erfahrung in der Jugendhilfe, und Björn Redmann, Diplom-Sozialarbeiter und Sozialpädagoge, ebenfalls in der Jugendhilfe tätig wie auch Projektkoordinator im Kinder- und Jugendhilferechtsverein in Dresden, haben vor diesem Hintergrund die zwölf Lebensgeschichten aufbereitet. Deren Protagonist_innen kennen sich nicht, jede Geschichte ist individuell und keine von ihnen steht zu einer anderen in Beziehung. Allein aufgrund der Verstrickung mit der deutschen Kinder- und Jugendhilfe besteht ein Zusammenhang. Die Rekonstruktionen setzen sich zum einen aus jeweils sechs Erzählungen von Kindern bzw. Jugendlichen zusammen, die ehemals in deutschen Heimen untergebracht waren, zum anderen geht es um die Narrationen von Müttern, die ihre Erfahrungen mit der Erziehungshilfe erörtern. Letztere kamen mit der Kinder- und Jugendhilfe in Kontakt, weil ihre Kinder dort leben oder gelebt haben. Einige von ihnen waren als Kinder selbst in Heimen und ihre Kinder sind es wieder. Die Narrationen nehmen traumatisierende Erlebnisse in den Fokus, welche die Biograf_innen entweder innerhalb ihres Herkunftssystems machen mussten oder die sich auf leidvolle Begebenheiten in und mit öffentlichen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe zurückführen lassen. Inadäquate Fremdunterbringungen, schmerzhaftes Be-

ziehungsabbrüche, Mobbing- und Ohnmachtserfahrungen sowie Demütigungen seitens des Fachpersonals, sowohl in Jugendämtern als auch in den Wohneinrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, prägen die Erzählungen.

2. Ergänzende Fachbeiträge zur deutschen Kinder- und Jugendhilfe

Ergänzt werden die Schilderungen durch sozialpädagogische Fachbeiträge, die einer empirischen und/oder theoretischen Auseinandersetzung mit der deutschen Kinder- und Jugendhilfe entstammen. Auch wird in den einführenden Beiträgen die aktuelle Qualität der geleisteten Kinder- und Jugendhilfearbeit in Deutschland insgesamt kritisch hinterfragt. Der letzte Beitrag dieses Buches lautend auf „Der Beitrag von biographischen Rekonstruktionen für eine gelingende Jugendhilfe“ von Susanne Maurer, Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Universität in Marburg, erläutert noch einmal die Entstehungsmotive des Buchs: So stellt die biografische Rekonstruktion eine bedeutsame Möglichkeit dar, sich die eigene Lebensgeschichte wieder anzueignen. Dabei können Überlebens- sowie Bewältigungsleistungen erkannt, das Vertrauen in die eigenen Bewältigungsressourcen intensiviert und damit Lebensbewältigung ermöglicht werden.

3. Kritische Einschätzung

In den Narrationen über die diversen Erfahrungen der Protagonist_innen, in denen viel Leid steckt, wird meines Erachtens aber auch eine gewisse Polarisierung sichtbar. So findet man in den zwölf Biografien nur wenige offensichtliche Hinweise auf die „helfende“ Dimension der Kinder- und Jugendhilfe. So berichtet man von leidvollen Erfahrungen mit stationären sozialpädagogischen Einrichtungen, genauso wie von regelrechten Kämpfen mit dem Jugendamt und einzelnen Fachkräften die Rede ist. Die Schilderungen könnten bei potenziellen Adressat_innen der Kinder- und Jugendhilfe Ängste vor weiteren Traumatisierungen und der institutionellen Fremdbestimmung generieren. Demütigungen, Abwertungen, Vorverurteilungen und fehlender Respekt, Erfahrungen der Entwurzelung, der Sanktionen anstelle der von Kooperationen sowie jene der Übermacht des (sozialpädagogischen) Fachpersonals stehen im Zentrum der biografischen Schilderungen.

Um Ermutigung in diesen Geschichten zu entdecken und nachhaltige Erfolge zu sehen, welche mit den Leistungen der Erziehungshilfe in Zusammenhang stehen, benötigt es meines Erachtens eine gewisse Objektivität und Unvoreingenommenheit seitens der Leserin/des Lesers. Es stellt sich hier zum einen die Frage, ob und inwieweit Momente des „Unterstütztworden-Seins“ und der „Zuwendung“ stärker hervorgehoben hätten werden müssen, und zum anderen, ob hier nicht durch eine alternative Fallauswahl oder ein differenzierteres Sampling unter Umständen auch alternative Erfahrungen sichtbar geworden wären.

Liest man die dargelegten Biografien mit den Augen der sozialpädagogischen Profession und geht man dabei der leitenden Maxime nach, die Leser_innenschaft zu ermutigen, so lässt sich meines Erachtens die Biografie von „Elke“ als besondere hervorheben. Auch wenn in ihrer Rekonstruktion zunächst, ebenso wie bei den anderen Lebensgeschichten, die negativen Schilderungen im Vordergrund stehen und Elke körperliche Übergriffe und psychische Gewalt durch die Erzieher_innen in den Heimen erleben musste, so erzählt sie an anderer Stelle, dass und wie sie es dennoch schaffte zu studieren und Sozialpädagogin zu werden. Obwohl Elkes Erzählungen zufolge die traumatischen Ereignisse bis heute nachwirken, so kann sie letztlich ihr Leben selbstständig und aktiv bewältigen. So hat sie selbst zwei Kinder und ist sich, sowohl als Mutter wie auch als Sozialpädagogin, dessen bewusst, was sie an die Folgegenerationen weitergeben möchte. In Elkes Biografie wird sichtbar, dass eine Ursache-Wirkungs-Konstellation im Sinne dessen, dass eine (langfristige) Fremdunterbringung einen gescheiterten Lebensentwurf zur Folge haben muss, nicht vorliegt.

4. Abschließende Würdigung

Weshalb ich dieses Buch vor allem für das Fachpersonal der Kinder- und Jugendhilfe als empfehlenswert erachte, steht im Zusammenhang mit der Frage nach einer hinreichenden Qualitätssicherung in diesem schwierigen Handlungsfeld. So sind die biografischen Erzählungen und kritischen Betrachtungen der Qualität der Kinder- und Jugendhilfe dazu geeignet, sich die Bedeutung zentraler fachlicher Kernthemen in Erinnerung zu rufen: Partizipation, Selbstbemächtigung, Lebensweltorientierung, Sensibilität, Empathie, Wertschätzung, Integration, Zuverlässigkeit, Stabilität, Vertrauens- sowie lebensweltorientierte Kooperations- und Ressourcenarbeit. All diese Konstanten bilden die elementaren Komponenten gelungener Kinder- und Jugendhilfearbeit. Das vorliegende Buch kann dazu beitragen, dass Akteur_innen der Kinder- und Jugendhilfe Reflexionsarbeit leisten und ei-

genes (sozial-)pädagogisches Handeln kritisch hinterfragen. Exakt diese Selbstreflexivität stellt das Kernelement von Qualitätssicherung in der gelingenden Kinder- und Jugendhilfe dar.

Julia Wiederhofer

Julia Wiederhofer, Bakk. Phil. MA., ist Doktorandin der Erziehungswissenschaft an der Universität Salzburg.

Kontakt: julia.wiederhofer@stud.sbg.ac.at.

**Blumenthal, Sara/Lauermann, Karin/Sting, Stephan
(Hrsg.) (2018): Soziale Arbeit und soziale Frage(n)
(349 Seiten). Opladen, Berlin und Toronto:
Verlag Barbara Budrich.**

Der in der Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft für Forschung und Entwicklung im Bildungswesen (ÖFEB), Sektion Sozialpädagogik, herausgegebene Band 1 bündelt Beiträge der Jahrestagung der Sozialpädagogik aus dem Jahr 2016. Band wie Tagung befass(t)en sich mit dem Verhältnis der Sozialen Arbeit und alten wie neuen Sozialen Fragen.

1. Anliegen des Bandes

In Band wie Tagung geht es darum, historische und auch aktuelle Entwicklungen Sozialer Arbeit im Zusammenhang mit gesellschaftlich-politischen Entwicklungen zu betrachten, die auch über den nationalen österreichischen Tellerrand durch Beiträge aus Polen, der Schweiz, Italien und Deutschland hinausreichen. Angedeutet wird hiermit, dass Fragen auch zu sozialer und gesundheitlicher Ungleichheit sowie Armut und mit ihnen einhergehende Fragen zu Inklusion und Exklusion wie auch sozialer Sicherung und sozialer Unterstützung über nationale Grenzen hinausweisen. Soziale Arbeit hat sich diesbezüglich neu zu positionieren, nicht mehr nur soziale Einzelprobleme zu bearbeiten, sondern diese mit übergreifenden sozialen Fragen, gesellschaftspolitisch und zeitdiagnostisch fundiert, zu verbinden. Diesen Anspruch formulieren die Herausgeber_innen in der Einleitung des Bandes (S. 11).

2. Aufbau und Inhalt

Der in drei Teile gegliederte Band setzt sich mit Sozialer Arbeit zwischen Sozialpolitik und Professionalisierung (Teil 1), Sozialer Arbeit im Kontext von Mobilität und Migration (Teil 2) und familiären Transformationen und deren Auswirkungen auf das Aufwachsen (Teil 3) auseinander.

Birgit Bütow arbeitet in ihrem den ersten Teil einleitenden Beitrag heraus, wie sich Soziale Arbeit als kritische Wissenschaft im Spannungsfeld von Disziplin, Profession, Sozialpolitik und Praxis in Österreich positioniert. Vor diesem Hintergrund geht die Autorin auch der Aufgabe der Sozialen Arbeit als sozialpolitische Akteurin nach.

Wohlfahrtspflege/Fürsorge nach *Ilse Arlt* oder sozialistische Erziehung nach *Max Adler*? Beide suchten nach Antworten auf die Soziale Frage. Insbesondere die gesellschaftliche Aktualität von *Ilse Arlt* thematisiert *Maria Maiss*.

Ausgehend von der Sozialen Frage während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert im Sinne von „Klasse gegen Klasse“ entfaltet sich die neue Soziale Frage im 21. Jahrhundert zu „Alle gegen Alle“, indem der Kampf um die verbleibende Erwerbsarbeit und die verbleibende Existenzberechtigung zur Angst vor Abstieg führt. Fortgeführt wird dieser Gedanke im Beitrag von *Michael Proksch*, der an „unwürdiger Arbeitslosigkeit“ langzeitarbeitsloser Personen in einer qualitativ-empirischen Studie Schwierigkeiten psychosozialer Bewältigung und den Verlust von Sicherheit aufzeigt.

Martin Klemenjak und *Heinz Pichler* diskutieren Reflexionen zur Sozialen Frage im 21. Jahrhundert: Basierend auf einem Dialog eines österreichischen Sozialwissenschaftlers mit dem Kärntner Landeshauptmann werden Themenfelder wie das Auseinanderdriften von Armut und Reichtum, Anwachsen der Ungleichheit und Gefährdung des sozialen Zusammenhalts fokussiert.

Einen kritischen Einblick in das polnische System der Erwachsenenschulen geben *Agnieszka Domagalla-Krecioch* und *Bozena Majarek*, während *Andrea Nagy* den „Zugang zu sozialen Diensten in Südtirol“ in einer qualitativ-empirischen Studie vorlegt. Gleichfalls in einer empirischen Arbeit fragen *Helga Kittl-Satran* und *Hannelore Reicher* nach der Relevanz von Praktika aus professionstheoretischer Sicht, wobei auf Lernerfahrungen und erworbene Kompetenzen Bezug genommen wird.

Im ersten Beitrag des zweiten Teils, in dem es um die Bedeutung von Mobilisierungs- und Migrationsbewegungen für die Soziale Arbeit geht, zeigt *Eberhard Raithelhuber*, dass Territorialisierung sozialer Sicherung Grenzziehung und Exklusion impliziert. Der Autor stellt auf der Basis die-

ser Annahme Überlegungen zu sozialer Sicherung an, wie sich das Soziale, das über die Territorialisierung hinausreicht, ausgestalten lässt, und welche neuen Sozialen Fragen und Forschungsperspektiven sich daraus für Soziale Arbeit ergeben können.

Tatort-Szenen aus der Asylrealität in Gestalt eines Polizeieinsatzes in einer Kärntner Flüchtlingsunterkunft schildern und reflektieren *Dietmar Larcher* und *Karl Peterlini* mit Blick auf Erklärungsmodelle und Handlungsperspektiven.

Kritisch setzt sich *Lisa Janotta* mit dem Begriff Flüchtling auseinander. Sie spricht sich für den Begriff der aufenthaltsrechtlichen Unsicherheit aus. Im zweiten Teil des Beitrags wird anhand von zwei Fallberichten die Rolle der Sozialen Arbeit als Grenzbearbeiterin verdeutlicht.

Rassistisch motivierte Diskriminierung und mit ihr verknüpft Diskriminierungstypen stellen *Heiko Berner* und *Beate Brandauer-Stickler* am Salzburger Mietwohnungsprojekt dar. Daran schließt sich der Artikel von *Eva Grigori* zu Handlungskompetenzen Sozialer Arbeit im Umgang mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit an.

Einen Einblick in die Heterogenität der Aufgaben für Soziale Arbeit verschafft der Beitrag von *Sandro Bliemetsrieder*, *Gabriele Fischer*, *Jana Kuhnle*, *Lena Schmid*, *Julia Weese* und *Anika Zondler* mithilfe empirischer Miniaturen anhand geflüchteter begleiteter Kinder, geflüchteter Frauen in Gemeinschaftsunterkünften und unbegleiteten geflüchteten Jugendlichen. Die Autor_innen plädieren dafür, Soziale Arbeit als Bewältigungs- und Ermöglichungsarbeit zu entwickeln. An Letzteres schließt der Beitrag von *Laura Trott* an. Sie entwickelt für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge einen ressourcenbezogenen Ansatz, durch den die Jugendlichen unterstützt werden, Agency in ihrer Aufenthaltssituation zu entwickeln. Ein konkretes Beispiel dazu bringt der Beitrag von *Jasmin Donlic* und *Julia Ganterer*, indem sie den Stellenwert von Körpermodifikationen bei der Herstellung von Identität in der Adoleszenz im Spannungsfeld zwischen individueller Freiheit und kulturellem Zwang zeigen. Unter anderem geht es den Autorinnen auch um die Bedeutung religiöser Kleidung am Beispiel des Kopftuches.

In dem den zweiten Teil beschließenden Beitrag von *Natalia Wächter* werden aktuelle Diskurse um Mobilität, Interkulturalität und Identität anhand internationaler Jugendarbeit in der Begegnung mit sozialer Ungleichheit skizziert. Die Verfasserin spricht sich für eine reflexive internationale Jugendarbeit aus, die dazu befähigt, benachteiligte Gruppen zu erreichen.

Verlust als zentrales Thema der Sozialen Arbeit behandelt *Tim Krüger*, ausgehend vom Fallbeispiel „Sascha“ und anschließender theoretischer Einordnung in die Sozialpädagogik. *Karoline Benedikt* gibt Einblicke in eine

qualitative Studie zur biografischen Bedeutung und Bewältigung von Geschwisterverlust und möglichen Unterstützungsformen und Handlungsansätzen in der Sozialen Arbeit.

Scham und Beschämung als Forschungsthemen im Kontext von Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen erörtert *Sara Blumenthal*. Ihre Überlegungen münden in schamtheoretische Perspektiven im Zusammenhang mit Fremdunterbringung. Zum Beitrag von *Ulrike Loch* und *Alma Elezovic* ist eine Verbindung herstellbar. Beide Autorinnen thematisieren im Rahmen eines Forschungsprojektes anhand von Akten und Interviews institutionelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen durch Fachkräfte.

Subjektive Theorien von Pflegekindern über ihre Entwicklung in der Pflegefamilie sind Gegenstand des Artikels von *Michaela Laber*. Dabei wird auch reflektiert, ob es aufgrund einer mehr oder weniger starken Bindung zu den leiblichen Eltern Loyalitätskonflikte für Pflegekinder gibt.

Im abschließenden Beitrag des dritten Teils fragen *Stephan Sting* und *Maria Groinig* nach den Bildungschancen von Care Leavern im Übergang vom Jugend- ins junge Erwachsenenalter, insbesondere im Kontext der Erhöhung von Bildungsanforderungen und der zeitlichen Dehnung der Bildungswege. Die Autor_innen stellen im zweiten Teil ihres Artikels ein Forschungsvorhaben vor, in dem es um Erkenntnisse zur Bildungssituation von Care Leavern in Österreich geht.

3. Diskussion

Die Aufgaben der Sozialen Arbeit und auch ihr Erkenntnisinteresse nicht primär auf soziale Probleme zu beziehen und auf sie zu richten, sondern auf die Soziale Frage bzw. Soziale Fragen ist sozialwissenschaftlich aktuell und auch sozialpolitisch spannend. Einem solchen Aufgabenverständnis wendet sich der von *Sara Blumenthal*, *Karin Lauermann* und *Stephan Sting* herausgegebene Band zu, zumal bestehende wohlfahrtsstaatliche Arrangements, die ihren Blick primär auf die Bewältigung sozialer Probleme im territorialen Kontext richten, vor diesem Hintergrund zunehmend weniger Globalisierungswirkungen im Nationalstaat bewältigen können. Diesem Erkenntnisrahmen folgen die Beiträge des Bandes mehr oder weniger explizit in drei unterschiedlichen thematischen Akzenten.

Hervorzuheben sind im ersten Teil die Beiträge von *Maria Maiss* und *Stefan Paulus*. Zum einen wird vor allem Ilse Arlt im Beitrag von *Maria Maiss* in Bezug auf „die alte Soziale Frage“ in Erinnerung gebracht. An die „alte Soziale Frage“ knüpft *Paulus* im Kontext der Massenverelendung im 19. Jahrhundert an und verbindet sie mit der „neuen Sozialen Frage“, eines

in den alten Industrieländern unaufhörlich zunehmenden Wohlstandsgefälles und anwachsender gesellschaftlicher Spaltung, die in eine mögliche Auseinandersetzung „Alle gegen Alle“ münden könnte. Hervorzuheben ist der Beitrag von *Eberhard Raithelhuber* im zweiten Teil. Seine historisch-theoretisch gestaltete Verhältnisbestimmung von Sozialer Arbeit und Sozialer Frage reflektiert, wie soziale Sicherung jenseits ihrer nationalen Begrenzung in entgrenzten globalisierten Kontexten konzipiert werden kann. Nach wie vor findet eine solche Betrachtungsweise zu wenig Eingang in den wissenschaftlichen Diskursen der Sozialen Arbeit. Im dritten Teil ist der Beitrag von *Tim Krüger* hervorzuheben, in dem er die Bedeutung und die verschiedenen Facetten von Verlusten theoretisch in der Sozialen Arbeit einordnet.

Beachtlich ist die Breite qualitativ-empirischer Studien in allen drei Teilen des Bandes. Vorgestellt werden spannende Beiträge aus Masterarbeiten, aus laufenden, mit Drittmitteln geförderten Forschungsprojekten wie auch aktuelle Postdoc-Arbeiten. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch, dass Nachwuchswissenschaftler_innen „zu Wort“ kommen.

4. Fazit

Der vorliegende Tagungsband übersteigt das zumeist von diesem Format zu Erwartende. Meist bestehen solche aus einer Auflistung aneinandergereiheter gehaltener und anschließend verschriftlichter Vorträge. Dieser, die Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik eröffnende Band hält, was die Überschrift verspricht: eine Bearbeitung Sozialer Frage(n), die in drei bemerkenswerten Teilen inhaltlich unterschiedlich aspektiert sind. Einen zusätzlichen gesteigerten Gewinn hätte noch ein knapper die Beiträge retrospektiv in den Blick nehmender Schlussbeitrag durch die Herausgeber_innen liefern können.

Hans Günther Homfeldt

Hans Günther Homfeldt ist Prof. em. an der Universität Trier, Fach Sozialpädagogik/ Sozialarbeit. Kontakt: homfeldt@uni-trier.de.

**Oelkers, Jürgen (2016): Pädagogik, Elite, Missbrauch.
Die „Karriere“ des Gerold Becker (608 Seiten).
Weinheim und Basel: Beltz-Juventa.**

Neueste Forschungsergebnisse dokumentieren, dass im Zeitraum von 1965 bis 1998 an der Odenwaldschule mehr als 100 junge Menschen sexueller Gewalt ausgesetzt gewesen waren, was letzten Endes zur Schließung dieser einstigen reformpädagogischen Musterschule im Jahre 2015 führte. Der Großteil der nachgewiesenen Missbrauchsfälle ereignete sich in den Jahren 1969 bis 1985, als Gerold Becker (1936–2010) Lehrer und Schulleiter an dieser 1910 gegründeten, idyllisch gelegenen Internatsschule gewesen war. Aufgrund dieser Faktenlage legt Jürgen Oelkers in seiner neuesten umfangreichen Studie den Fokus auf die bemerkenswerte „Karriere“ des Pädagogen Gerold Becker.

**1. Einbettung des Buches in bisherige Arbeiten des Autors
und Quellen**

Jürgen Oelkers ist ein ausgewiesener Experte hinsichtlich der Strukturen der Reformpädagogik. Bereits 2011 veröffentlichte er ein Buch über die „dunklen Seiten der Reformpädagogik“, in dem er die englischen und deutschen Landerziehungsheime, darunter auch die Odenwaldschule, schon in ihrer Anfangsphase als Stätten getarnter sexueller Übergriffe auf Kinder und Jugendliche entmythisierte. Auch Gerold Beckers „Karriere“ diskutiert Jürgen Oelkers im Kontext von „Pädophilie“ und „pädagogischem Eros“, historisch kann deshalb auch von der „Karriere“ eines „Päderasten“ gesprochen werden:

„Das hat mich herausgefordert, auch weil ich mir nicht vorstellen konnte, wie jemand in der Pädagogik Karriere machen konnte, der in Wahrheit sein erwachsenes Leben lang ein Pädokrimineller gewesen ist“ (S. 9).

Dabei basiert Oelkers Darstellung (wie bei historisch-systematischen Studien auf erziehungswissenschaftlichem Gebiet üblich) in der Hauptsache auf „Quellenstudien, der Konsultation von Archiven und vor allem Gesprächen mit Zeitzeugen“ (S. 10), um ein möglichst vollkommenes, vorurteilsfreies Bild der Persönlichkeit Beckers und dem fachlich-sozialen Umfeld

zeichnen zu können, in dem dieser jahrzehntelang weitgehend ungehindert gewalttätig sein konnte.

2. Darstellung des frühen Werdegangs Beckers

In jahrelanger Recherche-Arbeit gelang es Oelkers schließlich, eine umfassende, detaillierte Becker-Biografie zu schreiben, in der auch die bislang weitgehend im Dunklen gebliebenen Kindheits-, Jugend- und Studienjahre Gerold Beckers aufgearbeitet werden. Die Vorfahren des 1936 in Stettin geborenen Beckers stammen zwar aus niederdeutschen Bauernfamilien, sein Vater Heinz war jedoch Agronom und Privatdozent für landwirtschaftliche Betriebslehre an der Universität Kiel und damit eher dem Bildungsbürgertum („Dr. habil., ein humanistisch gebildeter Mann mit einer umfangreichen Bibliothek“, S. 36) zuzurechnen. Dem entsprach auch der schulische Werdegang von Gerold, der mit einem älteren Bruder, einer älteren Schwester sowie noch einem jüngeren Bruder aufwuchs: 1942–1947 Pestalozzischule in Verden an der Aller, 1947–1955 Domgymnasium in Verden, Abschluss mit ausgezeichnetem Abitur. Allerdings waren Beckers Pubertät und Jugendjahre, wie Oelkers hervorhebt, ausschließlich gleichgeschlechtlich geprägt:

„Seit seinem Wechsel ins Gymnasium hatte er in der Schule ausschließlich Umgang mit Jungen, Mädchen spielten auch ausserhalb keine Rolle [...] und sein näherer Freundeskreis bestand auch nur aus Jungen. In diesem Umfeld muss er irgendwann seine sexuellen Neigungen entdeckt und ausprobiert haben, was nur abgeschirmt möglich war“ (S. 60).

Nach dem Abitur studierte Becker ab dem Sommersemester 1956 evangelische Theologie in Göttingen. Er engagierte sich in der „autonomen Jungenschaft“ der evangelischen Jugend in Göttingen und unternahm mit dieser in den Ferien regelmäßig Fahrten, Kontakte zum weiblichen Geschlecht gab es also auch in der Studienzeit nicht. Im Wintersemester 1961/62 schloss er sein Studium ab und wurde nach Ablegung der ersten theologischen Prüfung im Juni 1962 für das Vikariat zugelassen, das er im Ausland, und zwar in der oberösterreichischen Landeshauptstadt Linz absolvierte. Dort unterrichtete er am zweiten Bundesrealgymnasium im Schuljahr 1962/63 „ohne pädagogische Ausbildung“ als „besoldeter Vertragslehrer mit vollem Pensum“ (26 Wochenstunden, S. 78) evangelische Religion. Im Sommer 1963 verließ er jedoch ziemlich abrupt Linz, da er „in Verdacht geraten war, einen Jungen aus seiner Jugendgruppe sexuell missbraucht zu haben“ (S. 79).

Damit endete Beckers „Karriere“ als Theologe, noch bevor sie begonnen hatte, denn ohne abgeschlossenes Vikariat und zweite theologische Prüfung konnte er das angestrebte Pfarramt nicht antreten.

3. Beckers Wechsel zur und Aufstieg in der Pädagogik

Es folgte die „Geburt des Pädagogen“ Becker (S. 92), denn fünf Jahre (1964–1969) war der gescheiterte Theologe nach seinem Auslandsaufenthalt als wissenschaftliche Hilfskraft sowie Assistent bei Heinrich Roth am Pädagogischen Seminar der Universität Göttingen tätig. Dies obwohl Becker bis dahin „mit der akademischen Pädagogik noch nie etwas zu tun gehabt“ (S. 93) hatte und keinerlei einschlägige Forschungserfahrungen vorweisen konnte. In Göttingen lernte Becker Hartmut von Hentig, seinen Mentor, Förderer und späteren Lebenspartner, kennen. Hentig war bereits seit 1963 Lehrstuhlinhaber in Göttingen und dessen Netzwerk, das ihn „an die Spitze der deutschen Pädagogik“ bringen sollte (S. 94), hat, wie Oelkers nachzuweisen vermag, Beckers bemerkenswerte Karriere als Pädagoge überhaupt erst ermöglicht. Denn wohl nur so konnte Becker Doktorand bei Roth „in einem ihm fremden Fach“ ohne nachgewiesene Fachkompetenz Mitarbeiter in einem erziehungswissenschaftlichen Forschungsprojekt werden (S. 94). Hentigs Netzwerk trug Becker freilich weiter, denn „eine erziehungswissenschaftliche Doktorarbeit hat Becker mit dem DFG-Projekt wohl begonnen, jedoch nicht abgeschlossen“ (S. 141). Für seine weitere Karriere wirkte sich dies nicht negativ aus. Im Gegenteil: Beckers zweifellos vorhandene rhetorische Begabung sowie einige Aufsätze genügten, um ihn nach 1969 zum „viele zitierten Experten für Reformpädagogik und Schulreform“ werden zu lassen, und auch „die Episode der Dissertation wurde einfach vergessen und war in der Odenwaldschule nie ein Thema, das kritisch nachgefragt wurde“ (S. 141). Becker avancierte vielmehr in den frühen 1970er-Jahren zum „Star der linksliberalen Pädagogik in der alten Bundesrepublik“ (S. 192).

4. Becker an der Odenwaldschule

Der nächste Karriereschritt in Beckers Biografie ließ deshalb nicht lange auf sich warten: Im Frühjahr 1969 wurde er ohne einschlägigen Studienabschluss Lehrer an der Odenwaldschule und schon drei Jahre später Leiter dieser reformpädagogischen Musteranstalt in der Bundesrepublik Deutschland. Diesen erstaunlichen Sachverhalt kommentiert Oelkers wohl zu Recht überaus kritisch:

„Gerold Becker ist schnell Lehrer geworden und fast noch schneller Schulleiter, bedenkt man, wie lange eine Regelkarriere dauert und was abverlangt wird, beides zu erreichen. Im Falle Beckers genügte ein Entschluss oder genauer: Er wurde ausgewählt und konnte dann nur noch zustimmen. Mit geringen Erfahrungen, die Jahre zurücklagen, wurde ihm die Leitung einer Schule anvertraut, die sich für etwas Besonderes hielt, bei der Auswahl des eigenen Personals aber auf Qualität nicht achtete. Im Falle Beckers schienen Charisma und Beredsamkeit zu genügen“ (S. 153).

Das in Göttingen aufgebaute linksliberale Netzwerk um Hentig hat Becker offenbar diesen wohl größten Schritt in seiner bemerkenswerten Karriere ermöglicht, sollte doch mit der Ernennung Beckers „an der Odenwaldschule der linke Traum der freien Erziehung“ realisiert und diese zu einer antiautoritären „Musterschule“ umgestaltet werden (S. 192). Mit der Bestellung zum Leiter der Odenwaldschule wurde der begabte Redner Becker jedenfalls „zu einem Sprecher seiner Generation und – hinter Hentig – zu einem Gesicht der fortschrittlichen Pädagogik in Deutschland“ (S. 193). Dass mit dem Konzept der „freien Erziehung“ in den für ländliche Internatsschulen nicht unüblichen familienähnlichen Lebensformen mit geringer Distanz zwischen Lehrkräften und Zöglingen auch Freiheit in sexueller Hinsicht impliziert war und damit Missbrauch erheblich erleichtert wurde, wurde im Falle der Odenwaldschule lange verschwiegen. In der vermeintlichen Idylle der „pädagogischen Provinz“ wurden vielmehr Kinder und Jugendliche aus Problemfamilien jahrzehntelang missbraucht:

„Die vermeintliche Rettung vor den Eltern war oft ein Weg vom Regen in die Traufe. Vor Gerold Becker und den anderen Tätern hat sie keine Reformpädagogik geschützt, die Folgen wurden lange verborgen gehalten und sind erst nach dem Skandal an der Odenwaldschule überhaupt zum Thema geworden“ (S. 209).

Dabei hätte die extrem hohe Fluktuation an Lehrkräften in den 1970er-Jahren bereits als Indiz für Missstände gewertet werden müssen. Doch

„die lästigen Kritiker galten als pädagogisch konservativ und Becker konnte nach ihrem Exodus die Schule umso mehr als reformpädagogische Musteranstalt hinstellen“ (S. 189).

Jedenfalls waren Alkoholexzesse unter den Lehrkräften ein offenes Geheimnis, wurden jedoch toleriert und „von der Schulleitung gedeckt“ (S. 188). Dass Schüler schon in den 1970er-Jahren Opfer sexualisierter Gewalt in den „Familien“ der Odenwaldschule wurden, gilt heute als unbestritten und dokumentiert – ebenso, dass der pädophil veranlagte Schulleiter Becker diese Tatsachen geschickt zu vertuschen verstand. Besonders gravierend erscheint jedoch der Umstand, dass auch „brutale sexuelle Übergriffe von älteren auf jüngere Schüler“ nachgewiesen werden konnten (S. 201). Diese Hinweise auf sexualisierte Gewalt gegen Jugendliche zeigten sich in der reformpädagogischen Modellschule. Sie wurden aber überdeckt von Mythen des Schulleiters Becker, nach denen die Schule das Individuum in den Mittelpunkt stellte und ein Ort des sozialen Lernens sein sollte, der sich durch ein hervorragendes Schulklima auszeichnete.

Im Untersuchungsbericht vom Dezember 2010 wurde auf 11 Suizide ehemaliger Schüler der Odenwaldschule hingewiesen, „von denen einige Becker direkt zur Last gelegt werden müssen“ (S. 307). Gerold Becker war freilich kein Einzeltäter. Oelkers verweist vielmehr auf eine ganze „Gruppe von ‚Pädokriminellen‘“ an der Internatsschule (vgl. S. 280–347) und nennt in diesem Zusammenhang etwa den Kunsterzieher Dietrich Willier, den Mathematik- und Elektroniklehrer Jürgen Kahle sowie den Musiklehrer Wolfgang Held, der einer der Haupttäter neben Becker gewesen war.

5. Der Blick auf die Opfer

Der Autor des zu rezensierenden Buches kommt freilich auch auf die Opfer zu sprechen. Oelkers beschreibt „zwei Schicksale“ (Peter Lang und Gerhard Rose) ziemlich detailliert und thematisiert darüber hinaus wiederum anhand von mehreren Fallbeispielen „lebenslange Folgen und frühen Tod“ von ehemaligen Zöglingen der Odenwaldschule. Besonders betroffen macht dabei den Leser/die Leserin von Oelkers Beckers Biografie der Fall Frank Scholl, der 1984 im Alter von 14 Jahren an die Odenwaldschule kam, „nicht freiwillig, sondern wie viele andere wegen Schwierigkeiten in der Pubertät und auf Veranlassung seines Vaters“ (S. 420). Er wurde von Becker in dessen letztem Jahr als Schulleiter sexuell missbraucht und starb 2013 im Alter von nur 43 Jahren an inneren Blutungen. Franks ältere Schwester publizierte am 12. November 2013 einen offenen Brief über das Leben und den Tod ihres Bruders, aus dem Oelkers zitiert:

„Frank wurde nur 43 Jahre alt. Krank und einsam, weil er als Jugendlicher von Gerold Becker missbraucht worden war. Missbraucht von je-

mandem, dem er vertraut hat, der ihm helfen sollte, dem er anvertraut war. Missbraucht von einem Pädagogen, der alles im Sinn hatte, nur nicht das Wohlergehen meines Bruders“ (S. 422).

Dieser „Pädagoge“ blieb nicht nur unbestraft, sondern machte nach seinem abrupten Abgang als Schulleiter im Jahre 1985 dank seines Netzwerkes noch eine zweite und dritte Karriere an einem staatlichen Institut für Schulentwicklung sowie als Autor schulpädagogischer Werke, als Vortragender sowie als Mitherausgeber der Zeitschrift „Neue Sammlung“. Letzteres auf Betreiben von Hentig und paradoxerweise von Katharina Rutschky, die als

„vehemente Kritikerin der sogenannten ‚Schwarzen Pädagogik‘ bekannt war, also der Pädagogik der Gewalt und sexuellen Unterdrückung, die tatsächlich die Geschichte der Erziehung lange Jahrhunderte gekennzeichnet hat“ (S. 491).

6. Fazit

Oelkers biografische Studie, die sich über weite Strecken wie ein Kriminalroman liest, dokumentiert eindrucksvoll, dass nicht nur katholische Internatsschulen, sondern auch renommierte reformpädagogische Institutionen vor menschlichen Schwächen ihrer Lehrkräfte und Schulleiter nicht gefeit sind, wenn es keine demokratischen Strukturen der Gewaltprävention gibt. Umso wichtiger ist es, ersten Anzeichen sexuellen Missbrauchs in pädagogischen Einrichtungen sofort auf den Grund zu gehen. Im Falle der Odenwaldschule gab es solche bereits Ende der 1990er-Jahre, doch erst 2010 gelangten die Missstände an die Öffentlichkeit. Gerold Becker konnte aufgrund seines Todes nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden. Dennoch besteht die Hoffnung, dass wegen der nunmehr zweifellos zu konstatierenden gestiegenen Sensibilität in Sachen sexualisierter Gewalt gegenüber Kindern und Jugendlichen in der Gesellschaft derartige jahrzehntelang systematisch betriebene Übergriffe wie in der Odenwaldschule in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts heutzutage wohl nicht mehr ungeahndet bleiben würden.

Gerald Grimm

Gerald Grimm, Mag. Dr., ist Außerordentlicher Universitätsprofessor am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Universität Klagenfurt. Kontakt: Gerald.Grimm@aau.at.